

Welf und Racker

Im Sommer 1970, wir waren sehr mit den Vorbereitungen für den 2. Teil des Staatsexamens beschäftigt, bekam ich einen Anruf der Mutter meiner Schulfreundin Rixa, die auf dem Schloss Rammersdorf lebte. Der Förster des Gutsbetriebs hatte einen Wurf „Kleiner Münsterländer“ – 7 Welpen. Zu damaliger Zeit bekam der Züchter aber nur 6 Stammtafeln pro Wurf – einen Welpen wollte er „beseitigen“. Frau v. H. erfuhr davon und war entsetzt, weil sie dicht am Zwinger wohnte und große Freude an den Welpen hatte. Ich hörte aufmerksam zu, wurde weich, obwohl ich wirklich keine Zeit für die Aufzucht und Ausbildung eines Junghundes hatte. Am folgenden Sonntag, ein herrlicher Septembertag, fuhr ich nach Rammersdorf. Kein Mensch war auf dem Hof, im Haus oder Garten. Die 7 Welpen standen alle am Gitter des Zwingers und freuten sich auf den unverhofften Besuch. Die Mutterhündin lag unbeteiligt in der Hütte. Mutig wie ich war, machte die Tür des Zwingers auf – alle Welpen stürzten auf mich los – ich wusste nicht, wie mir geschah – wen ich zuerst knuddeln sollte. Dann flüchtete ich raus aus dem Hof auf die umliegenden Stoppelfelder. Alle waren sehr aktiv – spielten und tobten rum, ohne wegzulaufen. Ein Welpen verhielt sich aber anders – er sonderte sich von der Meute ab, beschnupperte jedes Mauselloch und stand sogar Lerchen vor. Es war ein Rüde – ausgeglichen im Verhalten – nicht ängstlich – ein Braunschimmel. Das war mein Wunschhund. Dem Förster war es egal – ich hatte die 1. Wahl. Keine Papiere – das war für mich damals ohne große Bedeutung. Eine Woche später holte ich das Hündle – Frau v. H. schenkte mir „Welf“. Er wurde ein wunderbarer Jagdhund, mein bester „Kamerad“.

Jedes Wochenende war ich im Revier, traf mich mit meinen Eltern in der Hütte. Sie hüteten „Welf“ auch, wenn es nicht anders ging. Was mir besonders an ihm gefiel, war seine Leichtführigkeit – ihm machte die Arbeit, die Ausbildung Spaß. Die Brauchbarkeitsprüfung absolvierte er ohne Probleme. Dackel „Racker“ ebenso, der den teilnehmenden Vorstehhunden zeigte, wie man das Kaninchen auf der Haarwildschleppe ohne Feldleine mit fliegenden Ohren apportiert und die Stockente aus tiefem Wasser bringt, dabei fast untergeht. Dem „Racker“ das saubere Bringen beizubringen, war nicht ganz leicht. Alles was

er bringen sollte gehörte ihm, er versteckte es. Der Knoten platzte auf unserer Hochzeitsreise an den Millstätter See. Welf brachte alles, was ich ins Wasser warf. Racker konnte das auch, nur verstecken ging nicht, weil ich dort stand, wo er „anlegte“. Tennisball oder Apportierholz nahm ich ihm vorsichtig ab und lobte ihn über alle Maßen – er begriff. Racker konnte auch tauchen – alles was an Steinen im Uferbereich im Wasser lag holte er raus – zwölf Sekunden mit dem Kopf unter Wasser ist schon eine Leistung. Ein Clown war er auch noch. Bei einem Spaziergang sahen wir bei einem Fußballspiel zu. Racker war nicht an der Leine, folgte nicht, sauste auf das Spielfeld, nahm den Ball zwischen die Vorderläufe und kickte ihn geschickt in die nächste Buschhecke. Alle Spieler standen und staunten. Einer rief: „Nehmen Sie den Hund an die Leine, der kriegt sonst einen Herzinfarkt“.

Nachdem Welf sich jagdlich sehr gut entwickelt hatte, war ich bemüht, für ihn die nötigen Papiere (Stammtafel) zu bekommen, um weitere Prüfungen wie VJP, HZP und VGP zu bestreiten. Wir hatten keine Chance. Heute haben KIM-Hunde häufig acht und mehr Welpen – alle bekommen Papiere – welch ein Sinneswandel bei den Verantwortlichen.

Jagen mit Peter

Nach dem Studium in der Assistenzzeit in der Chirurgie hatte ich genügend Gelegenheit auf Niederwild zu jagen. In guter Erinnerung habe ich die Entenjagd bei Peter M. am Ammersee. Peter war beamteter Tierarzt und betreute die Staatsgüter um München. In seinem relativ kleinen Revier befanden sich viele Maisäcker. Diese wurden nach der Ernte von vielen, vielen Wildenten abends aufgesucht, um die restlichen Maiskörner aufzunehmen. Eines Abends sitze ich in einem Birnbaum an, der inmitten eines großen Maisstoppelfeldes stand. Gegen 18.00 Uhr flog ein Schof Enten nach dem anderen ein. Es wuselte nur so von Wildenten – meist Stockenten – sie schnatterten, quakten, überflogen die Vorderen, um noch ein paar Maiskörner

zu ergattern. Ich war schussbereit – traute aber nicht zu schießen, weil ich das ganze Schauspiel zerstört hätte – nur wegen einer Ente.

Peter war ein ausgezeichneter Schütze, hatte viel Jagdverstand, führte zwei Kurzhaarhunde. Wir lernten uns in der Tierklinik kennen, weil einer Hündin von ihm beim Hasenjagen mit Schrot ins Auge geschossen wurde. Der Hase lief den Schützen von vorn an, der Hund dicht dahinter – er hätte nie schießen dürfen!

Eines Tages fragte Peter mich, ob ich Lust hätte auf Gams zu jagen, er hatte noch ein kleines Gebirgsrevier bei Kaprun. Da konnte ich nicht nein sagen, zumal ich neugierig und bergunerfahren war. Mitte November ging es morgens um 4.00 Uhr in München los – Wolf durfte mit. In zwei Stunden waren wir am Parkplatz, sattelten unsere schweren Rucksäcke (etwa dreißig Kilogramm) und stiegen auf – Schneehöhe 40 bis 60 cm. Es war mühsam – wir waren nach 30 Minuten durchgeschwitzt. Gegen 8.00 Uhr waren wir in der Hütte, wechselten die Kleider, heizten ein und stärkten uns mit einer deftigen Brotzeit. Kollege Georg S. kam auch noch – mit einem Kräuterschnaps namens „Lockstetter“, der uns bei Laune halten sollte. Dann ging es los ins Hochgebirge mit seinen windgeschützten Karen. Peter gab uns eine Gamsgeiss frei. Wir kamen nicht weit, weil plötzlich aufsteigender Nebel alle Sicht nahm, weshalb wir umkehrten. In der Hütte war es wunderbar warm, Hüttenarbeiten wurden verteilt, Ei und gebratener Schinken waren ein Labsal – der Lockstetter ist gewöhnungsbedürftig weil so bitter. Nachts wackelte die Hütte – so laut schnarchten meine beiden älteren Kollegen.

Guten Mutes ging es am nächsten Morgen wieder los. Der Nebel war weg, die weißen Berge waren frei. Mit dem Spektiv entdeckte Georg eine schussbare Geiss ca. 300 Meter über uns in einem Kar. Wir warfen die Münze – Zahl gewinnt. Georg war der Glückliche. Es war noch zu weit – er musste noch dichter ran – schaffte es – stach und fasste in den verkehrten Abzug. Der Schuss brach – die Gams blieb stehen und äugte zu uns herunter. Mit dem zweiten Schuss lag sie im Feuer, trudelte etwa siebzig Meter den Hang herunter – wir versorgten das Stück – waren zufrieden.

Peter stieg weiter auf – wir beobachteten ihn, wie er mit der Entfernung immer kleiner wurde. Dann nach etwa vierzig Minuten ein „leiser“ Schuss – Peter winkte – schmiss seinen Hut in die Luft. Er hatte seinen Bock und war glücklich.

Am nächsten Tag widmeten wir uns dem Rotwild – etliche Stücke Kahlwild waren noch frei. Peter beschrieb mir einen offenen Sitz etwa 300 Meter unterhalb der Hütte – Welf war dabei. Um 15.00 Uhr bezog ich meinen Stand am Eingang einer kleinen Bergwiese, umgeben von Fichten und Felsen. Nebel stieg auf – Sichtweite 20 bis 30 Meter – an Jagen war nicht mehr zu denken. Um 17.00 Uhr war ich auf dem Weg zur Hütte – es war stockdunkel – verfehlte den Weg – hatte aber die Richtung im Kopf und versuche im steilen Fichtenwald abzukürzen. Plötzlich stand ich vor einer Felswand – nur 20 bis 25 Meter hoch. Die Taschenlampe im Mund kletterte ich Stück für Stück hoch – es war für mich machbar – für Welf nicht. Er bekam Panik – drückte sich an mich, dass ich Angst hatte, abzustürzen. Es waren nur noch wenige Meter bis zur oberen Felskante – konnte den Hund aber nicht hochtragen. Rucksack und Büchse waren schon zuviel, Welf musste einen leichteren Weg finden, weshalb ich ihn zurückschickte. In kurzer Zeit, die mir wie eine Ewigkeit vorkam, war ich oben – Schweiß gebadet. Dann hörte ich Stimmen – meine Freunde vermissten mich und riefen – dann ein Leuchtkörper am Himmel. Es konnte nicht mehr weit sein – war erleichtert – und rief „Welf“. Im Nu war er da, sprang mich an – war genauso froh wie ich. Die letzten 100 Meter zur Hütte, die frei stand, sah ich die schwache Beleuchtung im Nebel, für mich ein unvergessliches Bergerlebnis mit gutem Ausgang.

Ein weiteres eindrucksvolles Erlebnis mit Welf hatte ich im folgenden September durch eine Einladung zur Entenjagd am Kaulacher Weiher – etwa zwanzig Jäger waren eingeladen. Meine Aufgabe war es, den Innenrand des Schilfgürtels mit einem kleinen, wackeligen Boot abzufahren und zu beunruhigen – Welf sollte stöbern – Freund Hansi durfte rudern. Die ersten Enten schoss ich zu kurz – im Sitzen, weil das Boot wackelte. Der Hund arbeitete sehr gut, denn das hohe, harte Schilf war nicht einfach. Ich selber schoss nur hohe Enten über dem See – außen war ja abgestellt – mein Schießen wurde besser. Auf der Rücktour brachte mir Welf acht Enten, vier davon lebend. Am Abend durfte ich am Nachbarweiher beim Entenstrich dabei sein – es kamen sechs Enten zur Strecke – Welf brachte in der Dunkelheit alle sechs aus dem Schilf. Die Tagesstrecke war mit zweiundachtzig Stockenten sehr gut. Es war ein spannender, aufregender Jagdtag und ich war sehr stolz auf meinen Welf.

Jagen bei Onkel Walter und Werner

In den folgenden Jahren war ich häufig bei meiner angeheirateten Jägerfamilie in Waldshut. Onkel Walter und Sohn Werner, beides Tierärzte, beides passionierte Schalenwildjäger. Sie sind sehr bemüht, mich an Wild zu bringen. Ich freue mich in ihrem herrlichen Revier mitjagen zu dürfen – es gibt Sikawild, Sauen, starke Rehböcke, Füchse, Dachse, wenige Hasen und Fasane. Ich mache beim Schießen aber Fehler, die ich heute nicht mehr mache – ich war noch zu jung und zu aufgeregt.

An eine Episode erinnere ich mich gern. In der Blattzeit sitzen Onkel Walter und ich abends auf einem offenen Hochsitz – vor uns ein langgezogenes Wiesenareal – die Hungerwiese – mit eingestreuten Buschgruppen – rechts ein steiler, bewaldeter Hang – die „Halde“. Gegen 20.00 Uhr zieht ein Bock stark lahm in die Wiese, etwa 200 Meter entfernt – ein Sechser. Onkel Walter zögert – zu jung – zu weit – nicht gut genug. Der Bock zieht von uns weg – kommt auf's Fiepen nicht. „*Willst du ihn schießen?*“, fragt er. „*Ja – darf ich ihn angehen, er ist zu weit?*“ Ich darf, klettere runter und pirsche mich hinter den Büschen bis auf 100 Meter an den Kranken heran. Mit mäßiger Auflage werde ich die Kugel los – der Beschossene zeichnet und flüchtet in die nächste breite Hecke. Onkel Walter kommt, gratuliert: „*Bock liegt.*“ Er hat alles genau beobachtet. Ich hole Welf, der am Hochsitz auf mich wartet. Wir gehen zum Anschuss, dunkelroter Schweiß, schnalle den Hund, der nimmt die Fährte auf, verschwindet im Busch, das angeblich verendete Reh auf der anderen Seite raus – in den Wald – die Halde hinunter. Onkel Walter äußert sich: „*Wie kannst du ... schieß Hund.*“ Ich bin entsetzt – dann Standlaut unten am Fuß der Halde. Es ist schon sehr dämmrig. Im Nu bin ich unten und kann den Fangschuss anbringen, nehme Welf in den Arm und lobe, lobe ihn – bin sehr, sehr erleichtert – versorge den Bock – lege Welf ab – gehe im Dunkeln zu Onkel Walter, der oben im Auto auf mich wartet und erzähle ihm was passiert ist. „*Gott sei Dank*“, kommt aus tiefem Herzen. Wir fahren den Waldweg runter, laden Bock und Hund ein ... die Hundeleine fehlt. Großes Nachdenken von uns beiden. Onkel ist sauer – wir fahren wieder hoch – zum Anschuss – keine Leine. Er schlägt vor, am nächsten Morgen zu suchen. Ich muss aber um 7.30 Uhr in der Klinik sein, d. h. Welf muss suchen.

Es fängt an zu regnen. „*Lass uns fahren!*“, bittet er enttäuscht. „*Gib mir bitte noch fünf Minuten!*“, schnappe Welf, gehe an die Stelle, wo ich den Hang runter bin. „*Leine apport.*“, sage ich deutlich – weg ist er. Ich höre die Regentropfen auf die Blätter fallen und bin total gespannt. Es dauert keine drei Minuten, als sich neben mir etwas bewegt. Ich leuchte mit meiner Lampe – Welf steht vor mir und wedelt – die Leine im Fang! Seitdem ist Welf für den Onkel ein guter Hund (er ist nämlich Rauhaardackelzüchter). Meine Arbeit, den Hund auszubilden, hat Früchte getragen.

Fasanenjagd in Willstätt

Onkel Walters Frau, Tante Herlinde, ist in Willstätt (in der Ortenau) geboren. Verwandte von ihr leben noch dort, sind Jäger und gute Freunde. Die Ortenau war bekannt für gute Rebhuhn- und Fasanenbesätze. Onkel Walter und Sohn Werner waren dort häufig zu Gast – ich durfte mit – welche Ehre und Freude. Die Gastgeber waren freundliche, natürliche Leute – besonders Wilhelm, der Jagdpächter. Es wurde in der Regel im kleinen Kreis gejagt mit 12 bis 15 Flinten – am Samstagnachmittag und Sonntagvormittag. Lebensraum für Fasane waren hauptsächlich Maisfelder, die lange standen wegen der Körnerproduktion, die auch guten Wildkräuterunterwuchs mit vielen Sämereien hatten. Es gab Nahrung und Deckung in Hülle und Fülle – nicht nur für Fasane, auch Rebhühner und Singvögel konnten gut davon leben. Heute fehlt der Unterwuchs, Kräuter und Insekten werden „weggespritzt“ – der Boden ist häufig ausgelaugt, weil über mehrere Jahre kein Fruchtwechsel stattfindet. Der Fasan hat das Rebhuhn aber weitgehend verdrängt, weil die Lebensgewohnheiten für das Huhn anders sind – darüber später mehr.

Nun zur Jagd – die Maisfelder wurden großräumig umstellt – 4 bis 6 Treiber gingen durch – die Hunde incl. Welf durften stöbern, weshalb etliche Hähne auch seitlich rausgingen – Hennen waren tabu. Vorn wurde am meisten geschossen, weil der Gockel dort aufsteigt und noch recht langsam ist. Ich hatte

häufig das Vergnügen, den Rückwechsel zu „verteidigen“. Die Hähne, die dort kommen, sind hoch und schnell. Mit meiner spanischen Doppelflinte, Kal. 16, konnte ich mich von Mal zu Mal steigern – Erfolg macht zufrieden – ich durfte wieder kommen. Die Fasanenstrecke an zwei halben Tagen belief sich in der Regel auf 150 bis 180 Hähne – alles Wildfasane – keine Volierenvögel.

Welf ist leider nicht alt geworden (sechs Jahre). Kurz vor Weihnachten 1975 fing er an zu erbrechen – unstillbar – die Nieren hatten versagt – alle Therapie war vergebens. Erst ein halbes Jahr später erfuhren wir, dass der Gärtner des Nachbarhauses Rattengift ausgelegt hatte, besonders in Drainagerohren. Er hatte nichts gesagt ... Mit Welf hatte ich viele Jagdeinladungen, besonders auf Niederwild, viele schöne Jagderlebnisse – wir waren ein eingespieltes Team. Ein Jammer, dass er so endete.

Fasan, Vogel der Zukunft?

Meine Frau und ich ließen uns Anfang 1975 als selbstständige Tierärzte in Reutlingen nieder und gründeten bald darauf die erste Kleintierklinik für Hunde, Katzen und andere Kleintiere. Meine Jagdpassion für Niederwild sprach sich bei den Jägern schnell herum. In der Region gab es damals kaum Fasane – hin und wieder einen Hahn, der eine „Frau“ suchte. Im Hegering RT-Süd konnte ich die Jagdpächter relativ schnell für die Neueinbürgerung von Fasanen begeistern. Voraussetzung waren Reviere mit geeigneten Biotopen, damals galt WWW = Wald, Wiese, Wasser. Das war aus meiner Sicht zu wenig. Dem Faktor Raubwild, Raubzeug musste viel mehr Bedeutung beigemessen werden. D. h. intensive Bejagung dieser Tierarten mit der Büchse, Flinte und Falle. Das wurde besprochen, versprochen – nicht ausreichend gehandelt. Nach zwei Jahren bauten wir in zwei Revieren Aufzuchtvolieren und eine 1 ha große, gezäunte Remise, um die Jungvögel an die Umgebung zu gewöhnen. Für Habicht, Fuchs und Marder war der Zaun kein großes Hindernis. Von sechzig in die Remise entlassenen Fasanen war nach sechs Wochen die Hälfte geschlagen, die Übrigen überflogen den Zaun und verteilten sich im Revier.

Unsere Schütten waren gut angenommen – trotzdem kamen nur wenige Tiere über den Winter. Wir machten jedes Jahr neue Versuche, die Lebensvoraussetzungen für die Neueinbürgerung zu verbessern – über sieben Jahre. Ein großes Problem war, dass die Vögel keine Wilderfahrung hatten und leichte Beute für Fuchs und Habicht waren. Wir probierten verschiedene Rassen aus, wie den Böhmisches Ringfasan, den robusten, dunklen Tenebrosus, der mit höheren Lagen auch zurecht kommt.

Die Klimaerwärmung sollte eigentlich mehr Insekten, Larven und Würmer bringen, Grundnahrung für die Küken. Dem ist nicht so, denn die Wetterkapriolen sind heute größer als vor achtzehn Jahren. Ich erinnere mich an eine brütende Henne in der Voliere, die sechzehn Küken ausbrütete. Eine nasskalte Wetterperiode über drei Tage löschte das ganze Gesperr aus, obwohl es Spezialaufzuchtfutter gab. Ähnliches erlebe ich bei unseren Singvögeln im Garten, wo ich sechs kontrollierbare Nistkästen habe, die alle recht früh (Anfang März) bebrütet sind, die Jungvögel aber kein Futter bekommen, wenn es Ende März/Anfang April nasskalt ist, es weder Insekten noch Larven gibt. In der heutigen intensiven Landwirtschaft tun Insektizide und Herbizide ein Übriges. Die wenigsten Bauern haben Verständnis für unsere Probleme. Geeignete! Flächen für Kräuter und Buschgruppen zu bekommen ist sehr schwierig. Was absolut kontraproduktiv war und ist, wenn Jagdpächter auf ihre Kosten kommen wollen und die wenigen überlebenden Fasane bejagen.

Unter dem Strich ist es uns nicht gelungen, den Fasan in unserer Region heimisch zu machen – die Zeit dafür war nicht günstig – was auch das Erlöschen von guten Fasanrevieren in ganz Deutschland beweist.

Fasanenjagd in Südengland

Ende November 1976 reise ich mit einer kleinen Freundesgruppe nach Südengland, um an zwei Jagdtagen getriebene Fasane zu bejagen. Ich bin neugierig, wie das Ganze abläuft. In England ist die Jagd auf Flugwild

eine Art „Volkssport“ – zumindest für die Jäger. Fasane, Reb- und Rothühner werden in großem Stil in Volieren aufgezogen und ausgewildert. Raubwild wird intensiv bejagt. Die Stände der Schützen werden verlost und bei jedem Treiben gewechselt. Es gibt leichte und sehr schwierige Stände, die manch einen Schützen zum Verzweifeln bringen. Man ist bemüht, die Fasane durch niedrige Maschendrahtzäune in den Waldungen früh zum Auffliegen zu bewegen – sie hoch und schnell zu machen. Meine Schießkünste waren anfangs mittelpflichtig – dann besser, weil ich lernfähig bin. Nach jedem Treiben muss der Schütze angeben, wie viel Fasane gefallen sind. Eine ältere Dame mit vier Labrador Retrievern – eine freundliche Hundeversteherin – setzte ihre Hunde so gezielt ein, dass innerhalb weniger Minuten alle geschossenen Fasane gefunden und apportiert wurden. Dann ging es zum nächsten Schützen ...

Bei einem Treiben spaziert ein Fuchs auf zwanzig Meter an mir vorbei – ich ging in Anschlag – wusste aber, dass ich nicht schießen darf. Die Füchse werden extra bei der Fuchsjagd zu Pferd bejagt. Meine Freunde haben gebibbert, dass ich den Finger gerade lasse.

Natürlich habe ich mich zwischendurch informiert, wie die Fasane ausgebrütet werden, wie die Volieren aussehen, wie man das Federpicken verhindert, Krankheiten verhindert oder therapiert.

Rebhühner

Im Anhang zu meinem Bericht 1. RHG (Rebhuhn Hegegemeinschaft) in Deutschland möchte ich noch einige Beispiele nennen, wie weit oder stark das Wetter, welches zum Klima gehört, Einfluss auf das Leben und Überleben von schwachen Tierarten nimmt – hier speziell das Rebhuhn. L. Studinka schreibt in einem seiner Jagdbücher von starken Hühnerbesätzen in Ungarn Mitte der dreißiger Jahre im letzten Jahrhundert. In einem Winter lag die Schneedecke bis zu einem Meter hoch – die Rebhühner kamen nicht an die Nahrung am Boden heran. Greifvögel hatten es leicht, sie zu schlagen. Im fol-

genden Frühjahr gab es viele nasskalte Tage, d. h. keine Insekten, keine Larven. Die guten Hühnerbestände sind in einem Jahr über 90 % geschrumpft – auch ohne Bejagung.

Ähnliches habe ich im September 1995 in Nordpolen (ehemalige Johannesburger Heide) erlebt, wo ich Freunde besuchte, aus meiner ehemaligen Heimat. Ich fand noch Kleinfelderwirtschaft vor mit vielen Kartoffeläckern und vielen Kartoffelkäfern. In jedem Feld lebte eine starke Kette Rebhühner. „Darfst du Rebhühner bejagen?“ fragte ich meinen Freund Michael. „Offiziell nicht – nur Wildschweine. Du kannst aber zwei Hühner schießen, wenn am Sonntag zwischen 10.00 bis 11.00 Uhr alle in der Kirche sind“. Gesagt, getan – Michael gab mir Patronen und seine Schrotflinte. In dreißig Minuten hatte ich vier Hühner geschossen – war begeistert. „Nächstes Jahr komme ich wieder – mit Hund, Büchse und Flinte – möchte Hirsch und Hühner jagen, besorgst du mir die offizielle Lizenz??“

Mein Wunsch ging in Erfüllung. Im September 1996 bin ich mit Freund Karl Heinz wieder vor Ort. Morgens und abends jagen wir Hirsch – mit Erfolg – mittags Hühner. Wir finden nur eine schwache Kette – mit Jungküken aus dem zweiten Gelege. Der große Bestand von Rebhühnern vom Vorjahr wurde durch hohe Schneelage im zurückliegenden Winter und nasskaltem Frühjahr total reduziert. Wir bekamen nur zwei Hühnchen, das Dritte war geständert, flog zurück über die Siedlung – weg. Nach vier Stunden Suche lieferte nur meine KIM Hündin Ronja ein fettes Haushuhn ab, welches sie aus einer Hecke am Aussiedlerhof griff. Die Bäuerin tobte – ich drückte ihr 20.- DM in die eine Hand, in die andere das Huhn – sie strahlte. Zuhause angelangt versorgten wir beide Rebhühner. Ronja fehlte – nach zehn Minuten kam sie mit dem geständerten Huhn – wir hatten also drei. Vom Hund war es eine unglaubliche Beobachtungs-, Gedächtnis- und Gehorsamsleistung.